



**Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.**

Nr. 2.

Wiesbaden, den 8. Oktober 1916.

6. Jahrgang.

**Inhaltsangabe:**

„Die Kriegssitzung.“ von A. Harder. — „Deutschlands Föhrer.“ von F. Kurz. — „Ein Wiedersehen.“ von O. Wohlbold. — „Alte Kalendergeschichten.“ — „Heitere Ecke.“

**Zum Geleite.**

Ein unerschütterliches Herz den Dingen gegenüber, die von außen kommen; ein selbstbewusstes in denen die von dir abhängen!  
Marc Aurel.

**Die Kriegssitzung.**

Eine Fabel von Agnes Harder.

In der heiligen Johannismacht dieses Kriegsjahres trafen sich die Feldfrüchte wie von alters und tauschten ihre Erfahrungen aus. Die Kartoffel war die erste, umfangreich und zum Platzen voll sah sie behäbig da und hatte die Augen in dem warzigen Gesicht eben zu einem leichten Nickerchen geschlossen, als der Roggen zu ihr trat, auch er ein wenig angemäset, im einfachen Rock des Landmannes, den breitrandigen Hut in die Stirn gedrückt.

„Gut, daß ich dich noch allein treffe, Kartoffel. So können wir noch ein paar Worte miteinander reden, ehe die anderen kommen. Wir beide gehören doch einmal zusammen. Brot und Kartoffeln machen die Wangen rot.“

Die Kartoffel hielt sich ein wenig zurück. „Früher, lieber Roggen, aber der Krieg hat meine Stellung gewaltig geändert. Was für eine Rolle habe ich in dieser Zeit gespielt! In jeder Zeitung schrieben sich die gelehrtesten Männer die Federn stumpf über meine Bedeutung. Man führte mir zu Ehren vor den Geschäften lange Polonäsen auf. Anstatt, daß ich in holder Eintracht dem Menschen und dem Schwein gehörte, wurde ich das wahre Mädchen für alles. Durch mich erhielten die Droschkensperde ihre wunderbare Kraft und Schnelligkeit. Meine Schalen wurden gesammelt, ja, ich erschien sogar im Schlafrock auf der Tafel des Kaisers!“

Der Roggen sah mit gutmütigem Spott auf seine alte Freundin, der ihr Glück zu Kopf gestiegen war.

„Vergiß das Beste nicht — die innige Vereinigung mit mir im täglichen Brot! Leider zog alt und jung reines Roggenbrot vor.“

„Es war eben eine Zwangsehe! Alte Freundschaft soll sich auf solche Versuche nicht einlassen. Aber nach mir und nicht nach dir, lieber Roggen, nannte man den bewußten Willen zum Ausharren im deutschen Volk den Kartoffelgeist!“

Ehe der Roggen antworten konnte, betraten Weizen und Gerste zusammen im eifrigen Gespräch den Plan, die Gerste wie immer in reicher Bauerntracht, die silberne

Kette mit blanken Talern über der roten Weste, das Wettermäntelchen des Münchener Kindis mit der Kapuze über dem Arm tragend. Der Weizen aber war vollständig verändert. Er war sonst bei dieser Gelegenheit immer englisch gekommen, im großkarierten Reiseanzug, mit Schottenmütze und Fernglas. Heute dagegen hatte sein Auftreten einen südlichen Einschlag. Mit den hohen Stiefeln und dem weißen langen Rock des Ungarn verband er das reichgestickte Hemde des Balkanbewohners. Nur seine Sicherheit war die alte geblieben. Er sprach mit großen Gesten vom U-Bootkrieg und der Möglichkeit, England auszuhungern, wo er den Brotmarkt beherrsche, er allein. Er verkörperte in seiner Person die goldene Internationale. Die Gerste hatte sich lächelnd neben die Kartoffel gesetzt und das Wettermäntelchen umgenommen. Als sie die Kapuze über den Kopf zog, verbreitete sich plötzlich ein kräftiger Malzgeruch. Die Kartoffel nahm ihn kaum wahr, als auch in ihrem Äußern eine Veränderung vor sich ging. Sie roch nach Spiritus. Der Roggen rüdtte ein wenig von ihr ab, als habe er ein schlechtes Gewissen. Er besann sich plötzlich darauf, daß er als „Korn“ zeitweilig eine Bestimmung gehabt, die er in dieser schweren Zeit verleugnen wollte.

Nun trat sporenklirrend der Hafer herein, lang und dünn, im roten Reitfrack, die schwarze, runde Samtmütze auf dem Kopf. „Was ist mit dir geschehen,“ fragte der Weizen, „bist du gewachsen?“

Der Hafer zuckte hochmütig die Achseln. „Ich bin gestreckt! Fragt nur die Pferde, die werden es euch bezeugen. Ich bin nämlich augenblicklich die wichtigste Persönlichkeit. Wenn wir die Pferde nicht füttern können, verlieren wir den Weltkrieg.“

Der Roggen lächelte. Sein erdgeborener Verstand belustigte sich über dieses Wettrennen nach Macht und Einfluß.

„Haben wir noch fremde Gäste zu erwarten oder können wir die Sitzung beginnen?“

„Der Reis ist verhindert.“  
„Der Verräter!“ Alles erhob sich. „Verräter!“  
„Dagegen habe ich die Ehre, ein neues Mitglied einzuführen, den Mais.“

Ein fetter, gelber Mann trat lächelnd in den Kreis und stellte sich vor.

„Vorläufig als Vertreter! Doch hoffe ich, künftig für voll genommen zu werden.“

„So beginnen wir die Kriegstagung,“ jagte der Roggen und nahm den Vorsitz, den man dem bescheidenen Mann, der allseitig die höchste Achtung genoss, einstimmig eingeräumt hatte. Die Kartoffel rollte sich geschickt neben ihn, auf den Platz, den gerade der Weizen einnehmen wollte. Der vornehme Herr kam eins herunter.

„Zuerst die Beschwerden, die eingegangen sind. Hier ist eine von den alten Mitgliedern“ — er verbeugte sich höflich gegen den Mais — „eingebrachte Klage über den Reiszwang. Wer erbittet dazu das Wort?“

Der Weizen erhob sich.

„Wenn ich die Klage vertrete, so ersieht man leicht ihre Bedeutung. Denn ich bin das Reisen von jeher gewohnt, zu Wasser wie zu Lande. Es war mir stets ein Vergnügen, weshalb ich in vergangenen Zeiten so gerne englisch kam. Ich bitte nachträglich um Verzeihung. Ich habe mich vollständig akklimatisiert und werde diese Bezeichnung fortan als Beleidigung buchen.“

„Zur Sache,“ bat der Roggen. „Wir dürfen uns bei der knappen Zeit — die Morgenröte färbt bald den Osten — nicht mit Persönlichem aufhalten.“

Der Weizen bat um Entschuldigung und fuhr fort.

„Aber was jetzt von uns verlangt wird, übersteigt unsere Kräfte. Wir fahren etwa von Königsberg nach München und von dort nach Danzig zurück. Es steht Gefahr an, daß wir unterwegs muntlig werden. Wir beantragen sämtlich, möglichst nahe unserem Heimorte verbracht zu werden.“

Lebhafter Beifall. Der Vorsitzende griff zu einer zweiten Eingabe.

„Von der Kartoffel. Will unser verehrtes Mitglied seine Sache vertreten?“

Ob die Kartoffel wollte! Sie verbreitete sich noch einmal ausführlich über ihre Vorzüge und ihre Beliebtheit.

„Ist es nun denkbar, daß man bei der klaren Erkenntnis dieser Vorzüge mich in großen Massen dem Verderben aussetzt? Ich verlange Schutz vor Vergewaltigung! Hier stehen die Zahlen, die von meinem Versaulen berichten! Ich nenne sie nicht laut. Ich bin überzeugt, daß eine Kartoffelrevolution folgen würde, erführe das Volk, das mich liebt, in welchem Umfange man mich verkommen ließ. Ich bin eben eine zarte Pflanze, und selbst ein Josef hätte mich in den sieben fetten Jahren nicht für die sieben magern aufsparen können. Meine Blüte ist vergänglich —“ die Rührung übermannte sie.

„Was können wir tun, um Ihnen zu helfen,“ fragte der Präsident teilnehmend, während die Gerste, die die Münchner Kinde-Kutte abgelegt hatte, ein schadensfrohes Lächeln nicht unterdrücken konnte. In ihrer Brust wohnten auch zwei Seelen. Sie wußte oft selbst nicht, ob sie sich lieber in Kraftfutter für Mastvieh oder in Malz verwandelte. In beiden Fällen aber war sie eifersüchtig auf die Kartoffel.

„Ich bitte,“ sagte die Kartoffel, die sich wieder gefaßt hatte, „ich bitte, die Verfügung über mich allein meinen Erzeugern zu überlassen. Ihnen vertraue ich vollständig. Niemand versteht es wie sie, mich durch sorgfältiges Einmieten vor dem Winterfrost zu schützen. Niemand entkeimt mich so schmerzlos im Frühjahr. Man verlange nicht, daß der Landmann bei vier Grad Kälte plötzlich die Mieten öffne und mich dem Erfrieren aussetze. Man stopfe mich nicht in unpassende Keller, wo ich stockig werde. Beginnt man endlich einzusehen, daß ich eine Wohltäterin des Menschengeschlechtes bin, so behandle man mich mit der Achtung, die mir zukommt. Ich kann meine Rede nicht schließen, ohne dankbar der Kartoffeltrocknung, der sogenannten Kartoffelflocken zu gedenken. Muß auch ich gestreckt werden“ — sie warf von

ihrer rundlichen Fülle her einen wehmütigen Blick auf den langen Hafer — „so ist mir diese Form die angenehmste.“

Man versprach ihr allseitige Unterstützung und trat in die eigentliche Tagung ein, bei der selbst die Presse ausgeschlossen wurde, da es sich um die Ernährungsfragen des ganzen Reiches handelte.

Als der Osten rosig erglühte, wurde die Öffentlichkeit wiederhergestellt. Stehend verkündigte der Vorsitzende das Ergebnis, das die Mitglieder ebenfalls stehend anhöreten. Man verpflichtete sich zu gemeinsamem Durchhalten, zu erhöhten Ernteerträgen und möglicher Haltbarkeit. Der Mais benahm sich so familiär, als gehörte er von Anbeginn dazu.

Als man sich trennte, fand man auf dem Wege die eingeschlafene Zuderrübe. Die Süßigkeit hatte sie überwältigt und sie so schwer gemacht, daß sie den Ort der Zusammenkunft nicht mehr erreicht hatte. Nachdem man sie geweckt, stimmte sie den Beschlüssen freudig zu. Sie hielt sich auf dem Heimweg an den Hafer, der ein wenig scheel sah. Er gab ungern zu, daß man Pferde mit Zuder gefüttert und gute Ergebnisse erzielt hatte. Aber die Zuderrübe, die für den schlanken Reiter die Liebe zum Gegensätzlichen empfand, nutzte ihren Vorteil aus.

Die Kartoffel ging neben dem Roggen.

„Schade, ich vergaß ganz in meiner Rede zu betonen, daß ich von Friedrich dem Großen eingeführt wurde, um die Kriegsschäden überwinden zu helfen. Es hätte mein Ansehen in der Versammlung noch verstärkt!“

„Das hattest du nicht nötig,“ sagte ihr alter Freund. „Obgleich ich mich noch sehr wohl auf die Zeit besinne, als du zum ersten Male neben mir standest und ich dich in meinen Schutz nahm. Es mißfällt mir überhaupt, daß die Verhältnisse uns zwingen, unsern Wert gegeneinander auszuspielen. Der rechte Mann kennt ihn — und schweigt.“

Die Kartoffel warf ihm einen bewundernden Blick zu.

„Stille Größe,“ dachte sie. Aber sie sagte nichts mehr; denn die Sonne erschien am Horizont. Die heilige Johannisnacht war zu Ende.



## Deutschlands Töchter.

Von I. Solde Kurz.

Wird man dereinst, wenn sich die Stürme legen,  
Noch wissen, welchen Geist die Not gebar?  
Wie weiße Hände sich zum Dienen reuten  
Und jede Frau der andern Schwester war?

Die Brüder drängten sich, geweihte Scharen,  
Im Blumenschmuck hinaus zur Opferung.  
Ihr Schwestern nahmt den euren aus den Haaren,  
Ihr bleibt allein. Vergeblich seid ihr jung!

Sie gingen hin. Zum Selsen, Seilen, Trösten,  
Einsam Verblühende, bleibt ihr zurück.  
Ihr laattet nicht, dem Heiligsten und Größten,  
Wie sie ergab ihr opfernd euer Glück.

Wie seid ihr schön! Ihr habt ein neues Lächeln,  
Ein neu Gesicht, es kam euch über Nacht.  
Kein Perlenglanz, kein Spitzenhauch von Nebeln,  
Dat ist, ihr Schwestern, euch so schön gemacht.

Ihr solltet Mütter sein, ihr seid's geworden:  
Wo Weisen weinend stehn am kalten Herd.  
Ist euer Amt. Ihr trachtet in den Orden  
Der Liebe, die da gibt und nicht begehrt.

Ein Tag wird sein, da wird mit leichten Schritten  
Die Freude wieder durch die Lande gehn,  
Ihr aber werdet groß und still inmitten  
Wie Bilder einer Seldensage stehn.



## Ein Wiedersehen.

Erzählung von Hanns Wohlbold.

Hauptmann Jules Barois wollte mit seiner Abteilung aufbrechen, sobald es hell genug wurde, so daß man sich auf den kaum gangbaren Negerpfaden des Urwaldes zu rechtfinden konnte. Vorher hatte er noch einen Bericht abzufassen. Gemeinsam mit Colonel Rowland war er zu einer verwegenen Streife über die Grenze gegangen. Sie kamen von Seméré in Dahomey bis über Basilo hinaus, das in Togo lag. Erst hatten sie Glück, bis ihnen eine kleine deutsche Truppe den Weg verlegte. Es waren nur drei Weiße, von denen zwei fielen und einer gefangen genommen wurde, und eine Handvoll Neger, die ihre Waffen ins Gebüsch warfen und davontiefen, als es ernst wurde. Das wäre soweit gut gewesen, aber dem Colonel Rowland, der schon schwer an Malaria litt, zerschmetterte eine Kugel den linken Arm. Er mußte so schnell als möglich zurücktransportiert werden. Außerdem war Grund vorhanden zu der Annahme, daß in nicht zu weiter Entfernung größere deutsche Kräfte standen, mit denen unter den augenblicklichen Verhältnissen ein Kampf allzu gewagt erschien.

Nun saß Jules Barois auf seinem niedrigen Klappstuhl in der größten Hütte des Negerdorfes, aus dem alle Bewohner geflohen waren. Quer über der Kiste, die ihm als Tisch diente, lag ein blanker Degen. Seine Knie, die sich um ziselierte Worte rankten, zogen sich über die schmale Klinge. Der Korb war schwer vergoldet und auf dem Bügel lagen drei Rubine, die im Licht der Kerze glühten wie große Tropfen frischen Blutes. Die kleine zuckende Flamme leuchtete nur ein paar Schritte weit und ließ die Wände des runden niedrigen Raumes ganz in Schatten gehüllt. Das Gesicht des Offiziers war schmal und eingefallen. Wachsweiß trat es aus dem Dunkel, wie er den Kopf über den Bogen neigte, auf dem er schrieb. Barois war fieberkrank. Der Schweiß stand ihm auf der Stirne und seine Hände zitterten. Ringsum herrschte die tiefe Stille der Nacht, nur aus der Ecke, in der Tom Rowland schwer krank lag, kam hin und wieder ein röchelndes Stöhnen, oder der Verwundete sprach irre, zusammenhanglose Sätze — einmal leise murmelnd, dann wieder laut und wild, drohend oder angstvoll, wie es seine Träume mit sich bringen mochten. So oft er die Stimme hob, schrak Jules Barois zusammen. Für einen Augenblick setzte das krazende Geräusch, das seine Feder verursachte, aus, und zornig wandte er nach dem Engländer den Kopf. Das zusammenhanglose Jammern in dem gepenstigten Schweigen der Tropennacht quälte seine auf das äußerste gespannten Nerven. Sie waren krank in den kurzen Pausen, die ihm seine schweren Malariaanfalle gönnten. Endlich war er mit dem Schreiben fertig. Er überlas den Bericht noch einmal, faltete ihn zusammen und steckte ihn in den Umschlag. Dann erhob er sich und trat in den breiten Ausschnitt der Lehmwand, der den Hütteneingang bildete. Der Himmel funkelte im Glanz der Sterne, die Mondsichel hing silbern hoch über dem Dorf. Fast in Tageshelle lagen rings die Hütten um den weiten Platz, niedrige, runde Gebäude mit hohen, spitzen Strohdächern und wie eine Riesenmauer schlossen sich um sie die Stämme der Oelpalmen, deren schlanke Fiederblätter im leichten Nachtwind wehten. Ein schwarzer Posten kauerte neben der Hütte. Der Offizier gab ihm einen Befehl, denn er wollte noch Gericht halten. Der Neger erhob sich und schlich lautlos fort. Jules Barois kehrte in die Hütte zurück. Er legte den Revolver neben den Degen und trat dann zu Colonel Rowland, dessen Klagen und Jammern nicht verstummen wollten, in die Ecke, in der auf einem Haufen Matten der Kranke lag. Er sah ihm ohne Mitleid, neugierig prüfend in das fieberhafte Gesicht. Der Verwundete war ihm lästiger noch als der Gesunde es gewesen war. Nie hatte er irgendwelche Sympathien für die Briten gehegt, es gab in der Vergangenheit eine Zeit, da war er nahe daran gewesen, die Klinge mit ihnen zu kreuzen. Jetzt haßte er sie, seit er gesehen hatte, wie sie die fran-

zösischen Truppen durch ihre Offiziere kontrollieren ließen, er haßte Tom Rowland, dem er nur zähneknirschend gehorchte, weil es ihm so befohlen war.

Draußen werden Schritte laut, Jules Barois setzte sich auf seinen Feldstuhl. Der Posten brachte den deutschen Gefangenen, der abgeurteilt werden sollte. Er war mittelfroh und sah aus wie ein Vagabund. Ein schmutziger, vielfach zeretzter Anzug schlotterte ihm um die hageren Glieder, in dem sonnenverbrannten Gesicht wucherte ein krauser blonder Vollbart und das Haar hing ihm in wirren Strähnen um die Stirne. Jules Barois streifte den Gefangenen mit einem flüchtigen, interesselosen Blick und dann verhörte er ihn, gleichgültig und nachlässig wie ein Mensch, der einer lästigen Form Genüge leistet. Er wußte bereits, wie das Urteil ausfallen würde. Das Verhör sollte nichts als eine kurze Farce sein, es war ausgeschlossen, daß Jules Barois einen Gefangenen mitschleppte. Der Umstand, daß der Mann Zivilkleider trug, als er den Franzosen in den Weg trat, war der beste Vorwand, ihn erschießen zu lassen. Die Leute, denen die Vollstreckung des Urteils oblag, hatten ihre Instruktion und warteten bereits.

Der Deutsche gab zu, daß er der Anführer seiner Truppe gewesen war und behauptete, Reserveoffizier zu sein. Eine Uniform hatte er nicht getragen, weil ihm augenblicklich hier keine solche zur Verfügung war. Jules Barois zuckte nur die Achseln. „Sie können das allerdings behaupten,“ sagte er, „aber Sie können nicht verlangen, daß ich es glaube. Für mich sind Sie Franktireur und ich werde Sie in einer Viertelstunde, sobald es hell wird, erschießen lassen.“

„Dagegen protestiere ich,“ sagte der Gefangene ruhig. „Sie haben eine eigentümliche Art, Gericht zu sprechen. Sie hielten es nicht einmal für nötig, mich nur nach dem Namen zu fragen.“

Jules Barois strich nervös über den schwarzen Spitzbart.

„Sie würden mir doch einen falschen Namen nennen,“ erwiderte er. „Außerdem steht es Ihnen frei, gegen das Verfahren Protest einzulegen, doch zweifle ich, daß es Ihnen viel helfen wird. Ich bin hier die einzige und oberste Instanz.“

Der Deutsche erwiderte nicht sogleich. Seine Augen ruhten erst auf dem Franzosen und dann suchten sie den Degen, der auf dem improvisierten Tische lag.

„Sie haben sonderbare Ansichten von Recht und Unrecht, Barois,“ sagte er plötzlich und mit zwei Schritten trat er dicht heran. Ehe es der Franzose verhindern konnte, hatte er den Degen ergriffen, aber Jules Barois hielt schon den Revolver in der Faust.

„Legen Sie die Waffe weg,“ sagte er rasch und drohend, „oder ich schieße Sie nieder.“

„Ich denke nicht daran, Sie anzugreifen,“ erwiderte der Deutsche, „ich möchte nur den Degen sehen.“

Er hob die Klinge vor die Augen und neigte sich vorwärts, bis sich der Schein der Kerzenflamme in dem blanken Eisen fing und die Schrift deutlich zu lesen war.

Jules Barois stand unschlüssig, den gespannten Revolver noch immer in der Faust. Prüfend sah er in das feine, schmale Gesicht, das ihm plötzlich bekannt erschien.

„Für Recht und Freiheit,“ las der Gefangene laut in deutscher Sprache. Dann richtete er sich empor und senkte die Degen Spitze, bis sie den festgestampften Lehm Boden der Hütte berührte.

„Der Wahlspruch meiner Familie,“ setzte er hinzu. „Achtzehn Jahre sind eine lange Zeit. Sie haben mich inzwischen vergessen, Barois, mich und Faschodah.“

Der Franzose hatte sich erhoben.

„Baron Helmolt?“ sagte er unsicher, fast verbindlich. Der Gefangene nickte. Sein Auge hielt den Gegner fest, den diese Wendung der Dinge sehr unangenehm zu berühren schien.

Als blutjunger Offizier war Barois dabei gewesen, wie Marchand Faschodah besetzte. Baron Helmolt, der auf eigene Faust reiste, hatte sich Marchand schon von Loanda aus angeschlossen. Er sah es mit an, wie sie in Faschodah

die Tricolore hielten und wie Kitchener sie herunterholte. Er wußte, wie sie alle die Fäuste in den Taschen ballten und auf Britannien fluchten, wie sie bereit standen, Frankreichs Rechte mit der Waffe zu vertreten, bis aus Paris der Befehl kam, sie hätten die Flagge vor dem Schlächter von Omdurman zu streichen. Den Degen, den er jetzt in der Hand hielt, hatte Helmolt damals Jules Barois beim Abschied geschenkt.

„Das waren andere Zeiten, Barois,“ sagte er jetzt, „und England stand bei den Franzosen schlechter im Kurs als heutzutage, vor allem auch bei Ihnen.“

Der andere warf zornig den Kopf zurück und wollte erwidern, als plötzlich Colonel Rowland zwischen ihnen stand.

Er war überaus häßlich anzusehen. Das Haar hing ihm wirr um den Kopf, aus dem fieberheißen, gedunsenen Gesicht blickten die Augen bössartig auf die beiden Männer. Sein Anzug war blutbefleckt wie die Binde, in der er den zerschossenen Arm trug, und mit kreischender Stimme wetterte er sogleich los.

Er war wohl seit längerer Zeit schon wach und Zeuge der Unterhaltung gewesen, in die er sich nun einmischte.

„Was streiten Sie sich mit dem Kerl herum,“ fauchte er Barois an, „warum knüpfen Sie ihn nicht am nächsten Baume auf? Er ist ein Freischärler, ein Rebell und Sie reden erst die halbe Nacht mit ihm, eh' Sie ein Ende machen.“

Dem Franzosen schwoß die Ader auf der Stirne, aber er sagte nichts.

„Machen Sie der Komödie ein Ende,“ fuhr Rowland wütend fort. „Der Tag dämmert bereits und ehe es hell ist, müssen wir weiter.“

Der Franzose wollte etwas einwenden, aber mit einer herrischen Geste schnitt ihm der Britte das Wort ab.

„Trotz meiner Verwundung behalte ich das Kommando,“ sagte er brüsk.

Jules Barois griff unwillkürlich nach der Stelle, an der er sonst den Degen trug, den der Gefangene jetzt in Händen hielt.

Helmolt vergaß ganz, daß es um sein Leben ging, der Ausdruck höchster Spannung, der auf seinen energischen Zügen lag, entsprang keinem anderen Gefühl als dem der Neugier, wie Barois sich verhalten würde und was er sich wohl bieten ließe. Als er wortlos die Arroganz des Engländers hinnahm, huschte einen Moment ein leicht ironisches Lächeln über sein ernstes Gesicht. Es ging sofort vorüber, aber Barois hatte es bemerkt. Es traf ihn an seiner empfindlichsten Stelle.

Sein Gesicht verzerrte sich, aus seinen Augen flammte die Wut.

„Der Gefangene wird erschossen, sobald es Tag ist,“ sagte er mit heiserer Stimme zu dem Colonel.

Dieser hörte kaum mehr auf ihn. Er taumelte zu seinem Lager, auf das er niederfiel wie ein Sack, und sofort begann er laut zu phantastieren.

Im Lager wurde es lebendig, draußen vor der Hütte dämmerte der Tag. Durch die offene Türe fiel schon der graue Morgenschein. Die Kerze war fast heruntergebrannt, ihr grelles Licht verblaßte in der Dämmerung und wurde fahl und stumpf.

Jules Barois rief nach der Wache.

Baron Helmolt hatte kein Wort mehr gesagt. Mit kalter Ironie sah er dem andern ins Gesicht. Nun hob er den Degen. Die Rechte hielt den Griff, mit der Linken umfaßte er ihn nahe der Spitze. Sein Auge suchte die Schrift: „Für Recht und Freiheit.“ Dann strafften sich seine Muskeln, mit einem Ruck bog er die Klinge wie eine Reitgerte zusammen, klirrend sprang sie in der Mitte entzwei und als eben zwei Soldaten mit aufgeflossenen Bajonetten in die Negerhütte traten, um ihn abzuholen, warf er die beiden Degenstücke dem Franzosen vor die Füße.

## Alte Kalendergeschichten.

In eine Barbierstube kommt ein armer Mann mit einem starken schwarzen Bart, und statt um ein Stückchen Brots bittet er, der Meister soll so gut sein und ihm den Bart abnehmen, um Gotteswillen, daß er doch auch wieder aussehe wie ein Christ. — Der Meister nimmt das schlechteste Messer, das er hat, denn er dachte: „Was soll ich ein gutes Messer daran stumpf hacken für nichts und wieder nichts?“ Während er an dem armen Tropf hackt und schabt, und er darf nichts sagen, weiß ihm der Barbier umsonst tut, heult der Hund auf dem Hof. Der Meister sagt: „Was fehlt Mopsen, daß er so winfelt und heult?“ Der Christoph sagt: „Ich weiß nicht.“ Der Hansfrieder sagt: „Ich weiß auch nicht.“ Der arme Mann unter dem Messer aber sagt: „Er wird vermutlich auch um Gotteswillen barbiert wie ich.“

Ein reich gewesener Mann hörte des Nachts Dieb: in seinem Heuz, blieb aber ganz ruhig liegen. Als sie aber endlich auch sogar in seine Kammer brachen, erhob er sich ein wenig aus dem Bette und sagte: „Venusübet euch nicht, meine Herren; denn da, wo ich bei Tage nichts finden kann, werdet ihr gewiß noch weniger etwas bei der Nacht finden.“

Ein Bauer verlangte einen Geleitszettel. Der Geleitschreiber fragte: „Auf wieviel Ochsen?“ Auf zwei. — Und der dritte treibt sie,“ sagte der Geleitschreiber. — „Ja, Herr! und der vierte schreibt sie,“ war des Bauerns Rest.

Der König von Preußen, Friedrich II., hatte den Offizieren in Potsdam verboten, zum Maskenballe nach Berlin zu kommen. Ein junger Offizier gab sich aber doch selbst die Erlaubnis, nach Berlin zu reisen und bei dem Maskenballe im Opernhause zu erscheinen, indem er glaubte, daß ihn die Maske unkenntlich machen werde. Der König, ebenfalls verkleidet, traf ihn in der Versammlung, erkannte ihn und sagte zu ihm: „Sind Sie nicht ein Offizier aus Potsdam?“ „Ja,“ erwiderte schnell der Offizier; „aber ein Hundsfott, der es weiter sagt!“ Der König wandte sich weg, und der Offizier eilte, daß er wieder nach Potsdam kam; dort fürchtete er jeden Augenblick arretiert zu werden. Am andern Tage erschien der König bei der Nachtparade in Potsdam. Er rief den jungen Offizier zu sich und sagte heimlich zu ihm: „Ich mache ihn zum Hauptmann; aber ein Hundsfott, der es weiter sagt!“ — Der Offizier verbeugte sich. Man fragte ihn darauf, was der König gesagt habe. Beider durfte er weder die Rede des Königs, noch seine Erhöhung nicht eher bekannt machen, als bis er nach einem Jahre die königliche Erlaubnis dazu er-



## Weitere Ecke.

Der Hausherr: „Ich bewundere den Mann, der stets das rechte Wort im rechten Augenblicke sagt.“ — Der Gast: „Ich ebenfalls, besonders wenn ich Durst habe.“

Die Telephonbame in einem gewissen Hotel antwortete neulich morgens gegen elf Uhr auf einen seltsamen Anruf am Haustelephon. Als sie einschaltete, sprach die Stimme eines Herrn: „Hallo! Ist dies das Central-Hotel?“ — „Nein,“ antwortete das überraschte junge Mädchen, „dies ist das Bahnhof-Hotel.“ — „O, in Ordnung,“ sagte der Herr. „Ich bin eben aufgewacht und wußte nicht, wo ich war.“

Während eines Gesprächs über die Schicksallichkeit von diesem oder jenem, fragte einer: „Wenn ein junger Mann sein Mädchen in die Oper führt, nach der Vorstellung acht Dollars für ein Abendessen ausahlt und sie dann in einem Kraftwagen nach ihrer Wohnung fährt, sollte er ihr einen Gute-Nacht-Kuß geben?“ — Ein alter Jungeselle, der dabei war, knurrte: „Ich glaube nicht, daß sie das erwarten sollte. Es scheint mir, daß er genug für sie getan hat.“

Ein unter der Anklage des Diebstahls stehender Mann wurde vor einen Richter gebracht, der wegen seines guten Herzens und seiner milden Urteile bekannt war. „Sind Sie schon mal zu Gefängnis verurteilt worden?“ fragte der Richter nicht unfreundlich. — „Nein, noch nie!“ rief der Mann aus und brach plötzlich höchst dramatisch in Tränen aus. „Nein!“ — „Nun, nun, weinen Sie nur nicht, Mann,“ sprach der Richter. „Das braucht Ihnen keinen Kummer zu machen. Sie werden's jetzt werden.“

